

MÜNCHENER THEOLOGISCHE ZEITSCHRIFT

44. Jahrgang

1993

Heft 4

Kirche in Lateinamerika 500 Jahre vor und nach Kolumbus

Rede zum Korbiniansfest in Freising 1992

Von Bischof Emil Stehle, Ecuador

Eminenz!

Verehrte, liebe Anwesende!

Lassen Sie mich heute, am Fest Ihres Urmissionars Sankt Korbinian, zunächst und zuerst Grüße überbringen. Grüße aus der Neuen Welt in Ihre Alte Welt, die, wie ich meine, noch lange keine alte Welt, keine abgewirtschaftete, sondern noch immer eine kraftvolle ist, auch wenn derzeit gewisse Werte vielleicht durch Auswüchse des Kaufens und Verkaufens verdeckt sind.

Lassen Sie mich diese Grüße nach Art der Indios mit einem Lächeln verbinden; Lächeln ist ja der kürzeste Weg — nicht nur zwischen zwei Menschen, sondern auch zwischen Welten, Kulturen und Völkern.

Und lassen Sie mich diese »Akademie« entsprechend Ihrem Vorschlag überschreiben mit dem Titel »Kirche in Lateinamerika: 500 Jahre vor und nach Kolumbus«. Kolumbus, dessen Vorname Christophorus mit »Christusträger« zu übersetzen ist, hat in dem von ihm zeitlebens für Nord-Westindien gehaltenen Erdteil die ersten christlichen Gebete gesprochen, das erste Kreuz errichtet und grundsätzlich seine Seefahrt als Ausbreitung des christlichen Glaubens verstanden. Der Versuch einer großen Zahl lateinamerikanischer Bischöfe, ihn 1877 heiligsprechen zu lassen, scheiterte allerdings an den in Rom vorliegenden Berichten von Grausamkeiten, die er an Indianern und Spaniern bei seinen späteren Amerikareisen begangen haben soll.

Sie hier in der Erzdiözese München-Freising fühlen sich — Ihre Gegenwart ist Beweis dafür — in vielfacher geistlicher und materieller Hinsicht mit den Ländern Lateinamerikas, insbesondere mit Ihrem Schwesterland Ecuador verbunden. Für Sie ist dieser Sub-

kontinent keine Einbahnstraße, kein Sub- im Sinne des Minderen; sie pflegen Beziehungen, in denen nicht einer den anderen, etwa der reichere den ärmeren, »entdeckt«, sondern in denen man sich austauscht und begegnet; sich also gegenseitig entdeckt und Güte und Güter teilt. Leider ist dies nicht immer und überall der Fall. Auch nicht in Lateinamerika, wo Verunglimpfungen zwischen den Rassen häufig sind. Dort ist bis zur Stunde der Neger ein Nachfahre von Sklaven und »Indio« ein Schimpfwort.

Wenn ich dort, in meinem Zorn, schon alle Tiere aufgezählt und alle Heiligen und Wochentage verflucht habe, aber noch ein letztes deftiges Wort zur Erniedrigung des anderen brauche, dann zische ich ihm ins Gesicht: »Du Indio«. Beschimpfung und Mißachtung, zumal im Umgang der Völker, dienen eben dem Streit, nicht dem Frieden.

Bundespräsident Richard von Weizsäcker stellt in seinem Buch: »Die deutsche Geschichte geht weiter« das Axiom auf, daß, wenn Friede Frieden sein soll, die gesellschaftliche Ordnung Maß an Gerechtigkeit und Liebe nehmen muß (S. 126). Und:

Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard fordert als Basis für jedweden Umgang der Völker miteinander Ehrfurcht, bis hinein in die Existenz der Dinge. Er behauptet, daß die Welt voll ist von grenzenlosen Gelegenheiten des Respekts und Friedens. Er nennt diese grenzenlosen Gelegenheiten menschlicher und institutioneller Begegnungen Liebe und sieht darin das höchste Gut dieser Erde. Schließlich kritisiert Jesus von Nazaret im elften Kapitel bei Lukas Wirtschaftler und Politiker der damaligen oder auch jedweder Zeit mit den Worten: »Weh euch, ihr Pharisäer, ihr gebt den Zehnten von Minze, Gewürzkraut und Gemüse, die Gerechtigkeit und die Liebe aber vergeßt ihr.« »Tut das eine und unterlaßt das andere nicht!«

In der Realität der Jahre 1492 bis 1992 stehen sich indes »grenzenlose Gelegenheiten der Liebe« und andere, ebenfalls grenzenlose, aber vertane Gelegenheiten der Destruktion und der Irreführung gegenüber: Licht und Schatten, Segen und Fluch, Heil und Unheil.

Ohne weder der Rosa noch der Schwarzen Legende angehören zu wollen, haben wir in dieser Akademie auch von diesen vertanen Gelegenheiten zu reden. Wie eine Boa ein Pferd umschlingt, umschlang Unchristlichkeit die Conquista, obwohl das **Wort** vom Christlichen bei der Conquista in jedes Mannes Mund war. Die Schrift nennt dies das Geheimnis des Bösen, der Habsucht und der Begierde; und die lateinamerikanischen Bischöfe nennen es in ihren Dokumenten Medellin 1968, Puebla 1979 und gerade eben Santo Domingo 1992: »Systeme der Ausbeutung«, »Strukturen der Ungerechtigkeit«, »Institutionalisierte Gewalt« und »schwere soziale Sünde«.

Die nordischen Staaten des Abendlandes waren 1492 an der Conquista der damals 50–70 Millionen zählenden Indios nicht beteiligt: Die »Nordländer« hatten zu dieser Zeit ihre eigenen Probleme; sie waren mit der Glaubensspaltung, den Religions-, Bauern- und Territorialkriegen und der Konsolidierung des reformatorischen Prozesses ausreichend beschäftigt; dabei standen sie jedoch der Minusleistung der Spanier und Portugiesen in nichts nach.

Der Apostolische Stuhl und die katholisch gebliebenen Staaten Spanien und Portugal befanden sich 1492 bedauernswerterweise nicht auf der Höhe der Stunde. Die Iberer gingen mit einer fatalen geschichtlichen Last nach Westindien, wo Jahrhunderte zuvor von

Grönland aus schon andere Seefahrer angekommen waren, aber keine Geschichte gemacht hatten.

Beachten Sie: Am 6. Januar 1492 fällt Granada, die letzte Festung des Islam auf spanischem Boden, in die Hände der christlichen Ritter. Vom 8. Jahrhundert an, also über 700 Jahre, hatte sich ihr Kampf gegen die arabischen und mozarabischen Moslems hingezogen; ein Kampf auf Leben und Tod; er schuf die für die damaligen Iberer zwar verständliche, aber dennoch unchristliche und verhängnisvolle Mentalität der Intoleranz; diese Intoleranz erlaubte 1492 konsequenterweise nicht, die Werte der indianischen Gottesverehrung und Kultur zu erkennen, aufzugreifen und in die christliche Kultur zu integrieren; man befand sich ideell immer noch im Kampf gegen die Moros.

Beachten Sie: Am 31. Mai desselben Jahres 1492 erlassen die katholischen Majestäten das für unser heutiges Verständnis genauso intolerante Judenedikt; Juden müssen entweder auswandern oder sich taufen lassen. Darauf gründet sich die Motivationstheorie von Wiesenthal, der zufolge Kolumbus mit seinen Caravellen neue Siedlungsgebiete für die Juden zu finden hoffte.

Am 12. Oktober wiederum desselben Jahres kommen die in ihrer spanischen Heimat siegreichen Iberer unter dem nach den einen in Genua und den anderen auf Mallorca geborenen Christoph Kolumbus in der Karibik an.

Von nicht gerade wenigen Ausnahmen abgesehen geschieht kein Austausch, kein Handel, kein 1:1, keine Begegnung, sondern Besitznahme, Eroberung, Kolonialisierung. Fast nahtlos geht die militante Reconquista der iberischen Halbinsel in die militante Conquista der Neuen Welt über. Statt mit Rittergütern Spaniens für die Rückeroberung der Heimat zahlt die spanische Krone mit Rittergütern fremder Völker und entläßt ihre Strafgefangenen nach Übersee. Die Landnahme erfolgt vielfach unter dem Mißbrauch des christlichen Namens: Katechese gegen Land. Eingeschleppte Seuchen, Kämpfe mit den Landbesetzern und die von den Indios ungewohnte Fronarbeit auf Straßen, in Bergwerken und Plantagen sorgen für den Rückgang der indianischen Bevölkerung von 50 auf 10 bis 15 Millionen. Päpste und Missionare mahnen.

Sie rütteln, wenn auch da und dort widersprüchlich mit Schwächen, und oft erst Jahre und Jahrzehnte danach, das Gewissen in Spanien und Portugal wach; sie verlangen von der Krone Gesetze zum Schutz der Menschenrechte und verhüten die Versklavung der Indios. 1537 — etwas spät — erklärt Papst Paul III., daß die Indios im vollen Sinn des Wortes Menschen und des christlichen Glaubens würdig sind, und ihre unsterblichen Seelen in nichts denen der Abendländer nachstehen (vgl. DH 1495; 1497). Er bestimmt, daß der Glaube nicht aufgezwungen und das Land nicht gegen Katechese getauscht werden darf. Das Patronat jedoch, also das exklusive Recht der spanischen Krone, die Bischöfe zu ernennen, bleibt noch über Jahrhunderte erhalten und geht vielerorts sogar in die neuen, unabhängigen Republiken ein. Die Ernennungen erfolgten oft unter politischen Aspekten, sehr zum Nachteil der Kirche, obwohl viele dieser Bischöfe ausgezeichnete Hirten waren und eine große Zahl von ihnen ihr Eintreten für Freiheit und Rechte der Indios mit dem Leben bezahlten.

Wenn ich indes meinen sollte, was in den 500 Jahren seit Kolumbus überwog: Schatten oder Licht, würde ich nicht zögern zu sagen: das Licht! Sicher: Die Spanier waren nicht kleinlich im Suchen von Gold und im Nehmen von Land. Doch sie gaben auch nicht

Unbedeutendes. Vor allem: Sie gaben sich, d.h. sie rotteten nicht so systematisch, wie es im englischsprachigen amerikanischen Norden geschah, die Indios aus: Sie mischten sich mit ihnen und schufen die Rasse der heute führenden Mestizen. Sie nahmen teil am Aufbau des Landes; sie brachten ihr Wissen ein und schufen über die Vielzahl der indianischen Dialekte — an die 300 — hinweg eine für die Einheit Lateinamerikas konstitutiv gewordene gemeinsame Sprache: Umstände, die den Indios in Verbindung mit großen Teilen des Klerus einen erfolgreichen Unabhängigkeitskampf 100 bis 150 Jahre vor Afrika erlaubten und sie zur Stunde einer hoffnungsvollen Weltmacht nahe sein lassen. Und nicht zuletzt und am wenigsten zu unterschätzen: Die Iberer brachten das Evangelium, das sich inzwischen weitgehend aus der ursprünglichen Intoleranz löste und den lateinamerikanischen Bischöfen bei ihrer Zusammenkunft in Santo Domingo die Möglichkeit einräumte, wenigstens derzeitig die wertvollen religiösen Traditionen der Indios und Afroamerikaner in den christlichen Glauben einzubinden und zu inkulturieren.

Zur Zeit leben etwa 420 Mio. Menschen in Lateinamerika, von denen 380 Mio in der katholischen Kirche getauft, aber nicht durchweg evangelisiert sind. Vor allem das Hinterland und die Ränder der großen Städte sind vernachlässigt. Als Ursache gilt chronischer Priestermangel.

Ich habe vor fünf Jahren meine Prälatur mit 10 Seelsorgepriestern für 500.000 Menschen angetreten, ein Verhältnis von 1:50.000. Die Gläubigen waren landesweit Freiwild für die aus den USA und Kanada kommenden, finanziell potenten fundamentalistischen Sekten. Wo keine Priester sind, sind auch keine Laien. So ist das Geheimnis der Rückeroberung der Zweifelnden und sich zu den Sekten Hingezogenen nicht nur ein Mehr an Priestern, sondern die damit verbundene Ausbildung und Mitwirkung von Laien (*pastorales agentes animadores*) und nicht zuletzt deren Seelsorgsarbeit in größeren wie kleineren Gemeinden und Dorfgemeinschaften.

Auch ökonomisch haben 500 Jahre — 300 Jahre der Kolonialherrschaft und 200 Jahre der Unabhängigkeit — keine Wunder wirken können; die Entwicklung läuft im Vergleich zum industrialisierten Norden langsam. Im Bezug auf die Weltwirtschaft gibt es noch immer keine wirkliche Gleichheit der Chancen. Noch immer herrschen nationale und internationale, externe und interne Abhängigkeiten; bittere Rassen- und Klassenunterschiede, verwirrende Ideologien, große soziale Kontraste, schreiende Armut einerseits und ausufernder Reichtum andererseits; 30–50 % Arbeitslosigkeit, auf drei Geborene kommt nur ein Arbeitsplatz, anhaltende Landflucht, minimale, oft ausbeuterische Arbeitsverhältnisse; nicht an eine aufstrebende Industriegesellschaft angepaßte Arbeitsmoral, eine schier nicht auszurottende Korruption, eine schreckliche Unter- und Fehlernährung, noch immer 15–25 % Analphabeten, kaum wirkliches Familienleben. In meiner Prälatur sind wenigstens 80 % der Familien weder zivil noch kirchlich getraut und auch das sog. freie Zusammenleben ist mehr frei als zusammen.

Das Bruttosozialprodukt wächst allenfalls in einigen wenigen Staaten, die mit 500 Milliarden Dollar bis in die Hinterhöfe verschuldet sind.

Bevor ich jedoch mit Lateinamerika fortfahre, wo wir in der Beurteilung der Zeit der sog. »Christenheit« seit 1492 im Vergleich zur liberalen Sicht des 20. Jahrhunderts vor-sichtig sein sollten — was werden z.B. die Menschen in 500 Jahren von uns, unserer Be-

gegnung der Völker und unserer wirtschaftlichen und politischen Ordnung, inklusive unserer Entwicklungshilfe sagen?!

Bevor ich also mit Lateinamerika fortfahre, hoffe ich, Ihre Zustimmung zu finden, wenn ich kurz auf uns im Abendland zurückblende, mit dem zusammen die Neue Welt unter Kaiser Karl V. einmal ein Reich gebildet hatte, in dem die Sonne nicht unterging.

Was soll ich sagen, wenn mir die Seelsorger in der Dritten Welt traurig berichten, daß — seit es meinem Heimatland wirtschaftlich gut geht — einige seiner DM-starken Touristen mit ihrem Ferienticket zugleich ein Ticket für die dolce vita, das süße Leben, mitbringen!? Die Klage der unbemittelten Südländer, daß der materielle Reichtum der Nordländer den spirituellen Reichtum der Armen und ihre Menschenwürde bedroht, ist so groß, daß sich jetzt in mehreren Ländern die Parlamente damit befassen. Noch vor kurzem hieß es z.B. in einer großen Anfrage an unseren Bundestag: »Beinahe alle deutschen Reiseunternehmen haben bei Flügen in die Länder Südostasiens, Afrikas und Lateinamerikas Sex im Angebot.« Ich betone daher: Mission, solidarischer Dienst, Achtung der menschlichen Würde, Gerechtigkeit im Handel und Entwicklungshilfe beginnen nicht morgen und nicht jenseits der Ozeane, sondern heute und hier; d.h. mit dem ersten Sizi-lianer, Türken, Ladino oder Flüchtling, der unser Partner, Mitarbeiter oder in der Häuserzeile unser Nachbar ist.

Wenn wir diese elementaren humanitären Aspekte nicht bejahen und diesen Menschen nur die kalte Schulter zeigen wollten, sollten wir sie vor Jahren und Jahrzehnten auch nicht zur Arbeit bei uns aufgefordert haben; sonst gelten auch bei uns jene Mißstände der Neuen Welt, die zu geißeln die lateinamerikanischen Bischöfe in ihren zitierten Dokumenten nicht müde werden: wo nämlich im 17. und 18. Jahrhundert nur die schwarze Arbeitskraft, nicht aber der schwarze Mensch importiert wurde mit der Folge, daß der erwartungsvolle Gastarbeiter aus dem heidnischen Afrika im christlichen Amerika zum düsteren und lüsternen Objekt des Sklavenhandels wurde. Die deutsche katholische Studentenschaft sagt dazu auf ihrer Tagung 1978 in Fulda, er sei die größte Schande der weißen Rasse.

Gut daher, daß es in Kolumbien zur Kolonialzeit einen weißen Heiligen gab, der nicht nur den wie das Vieh gekauften und verkauften Afroamerikanern ein unermüdlicher Helfer und der Befreier vieler war; gut, daß seine Anklage der Unmenschlichkeit laut zum Himmel schrie, daß er sein Blut zur Tinte machte und mit ihr unter seine Jesuitengelübdeformel die Worte setzte: »Pater Claver, Bruder der Verdammten und Sklave der Sklaven«.

Beim Gang durch unser eigenes Haus kann ich — was die z.Zt. mehr Waffen als Pflugscharen erwerbenden Regierungen südlicher Staaten sehr wohl im Gedächtnis haben — auch die Zeit nicht übergehen, in der viele der uns damals Leitenden sich als Herrenvolk und als tausendjährig vorgekommen sind: Wissen wir es noch?

Der schon einmal zitierte Richard von Weizsäcker sagte, daß wir der Wirklichkeit unserer lastvollen Geschichte nicht davonlaufen, sondern uns von ihr einfangen lassen und von ihr lernen sollten.

Der 12. Oktober 1492 ist für die Alte Welt der Tag der Entdeckung der Neuen Welt, doch das reifende Lateinamerika will jetzt nicht mehr viel davon wissen; man will selber Nabel der Welt sein; Lateinamerika hört auf, eurozentrisch zu denken. Man will nicht

mehr so entdeckt worden sein, als ob man zuvor nicht in Völkern und Stämmen existiert hätte! Wer, so fragt man, hat denn wen entdeckt oder gar verdeckt? Ist mit dem christlichen Seefahrer Kolumbus nicht auch ein Dutzend Indios nach Spanien gegangen, die uns ebenso wie wir sie entdeckten? Die sog. Neue Welt begeht jedenfalls den 12. Oktober mehr und mehr mit gemischten Gefühlen; die intakten indianischen Stämme, etwa 50 Millionen Menschen, haben an diesem heurigen 12. Oktober Aufstände inszeniert und erklärt, der Tag bedeute für sie 500 Jahre Resistenz. Ich habe am 12. Oktober auch einen nicht gerade harmlosen feurigen Pfeil abbekommen; zwar aus Versehen, aber angenehm war es trotzdem nicht.

Die lateinamerikanischen Bischöfe, die am 12. Oktober dieses Jahres wie Kolumbus vor 500 Jahren in Santo Domingo versammelt waren, haben im Gottesdienst um Vergeltung für die Verletzung der Menschenrechte während der Conquista gebeten und den Tag nicht als Entdeckung, sondern als Begegnung der Völker und als Beginn der Verkündigung des Evangeliums unter den Indios begangen. Lateinamerika ist glücklicherweise mehr und mehr dabei, sich seiner Indiohaftigkeit nicht mehr zu schämen, Indio nicht mehr als Schimpfwort zu empfinden und eine Art Indiorenaissance zu erfahren. Der »rote« Rasen, über den mit dem 12. Oktober ein »weißer« gelegt wurde, ist nicht erstickt. Der rote Rasen lebt, und er ist im Begriff, den weißen zu durchwachsen und gemeinsam Frucht zu bringen. Es wäre auch an der Zeit, wie es viele Bücher schon tun, den Subkontinent wegen der Urheimat der Indios und der Mehrheit der Mestizen nicht mehr America Latina, sondern Indiolateinamerika oder Amerindis zu nennen. Die Latinos, also die Weißen sind keine 10%, und ihre fast 10% sind schon von 15% Negern und Mulatten über rundet.

Wie bekannt ist, hat es mir im Auftrag der deutschen Bischöfe über Jahre hinweg obgelegen, in Zentralamerika geheime humanitäre Verhandlungen zu führen und u.a. in Nicaragua und El Salvador die Friedensprozesse einzuleiten. Ich hatte dabei einerseits mit Commandantes der Guerilla zu tun, die hundertfach entführten und füsilierten, und andererseits mit Offizieren und Regierungsbeamten, die ebenso hundertfach, vielleicht auch tausendfach folterten oder Folterungen tolerierten. Was ich regelmäßig als erstes tat, war nicht die konkrete Verhandlung, sondern eine Katechese über den Wert des Menschen und das Gebot Gottes: Du sollst nicht töten.

»Die Würde des Menschen ist unantastbar«. Ist sie das wirklich? Ja; denn der Mörder Kain im Alten Bund wurde von Gott angerufen: »Wo ist dein Bruder Abel, sein Blut schreit zum Himmel!« Im Neuen Bund kündigt Christus — so sehr liegt ihm am Menschen — das Gericht schon für den an, der seinen Bruder einen Esel und seine Schwester eine Kuh nennt. »Habt ihr gegenwärtig«, so 1979 der Erzbischof von Salvador, Monseñor Romero, »was ein menschliches, ein für eine ganze Ewigkeit bestimmtes Leben ist? Und was es bedeutet, ein solch einmaliges und unwiederholbares Menschenleben in freier Überlegung auszulöschen, zu liquidieren, einfach wegzuschaffen, weil es jemand so in den Kram paßt, weil einer hat, was ein anderer haben möchte, oder weil Diktatoren, Drogenbarone oder perverse Todesschwadronen einschüchtern, Macht ausüben, Reichtum erlangen und die Gefühle erfüllten Hasses haben wollen?«

Und wir: Frauen und Männer zivilisierter Länder — ich weiß: nicht nur wir Deutschen haben gemordet — ich bin aber Deutscher und rede im Augenblick zu Deutschen. Ich

wiederhole: Wir Deutsche, Mitteleuropäer, nahezu alle auf Christus, den Gerechten getauft und zum ewigen Leben berufen. Wir haben es nicht verhindern können, daß in den wenigen Jahren des Dritten Reiches 4–6 Millionen wehrlose und unschuldige Menschen vergast oder sonstwie elendiglich um ihr Leben gebracht wurden.

Und wenn jemand hier wäre, der meint, daß sich dies alles vor 50 Jahren vollzog, und wir Gegenwartsdeutschen mit den Verletzungen des 5. Gebotes nichts zu tun hätten, den will ich an das Ärgernis erinnern, daß zur Zeit in unserem Land Jahr für Jahr um die 300.000 Menschenleben im Schoße ihrer Mutter zerquetscht, abgesaugt und als Müll in die Kloaken geschmissen werden! Darüber schreiben zwar unsere christlichen Kirchen, nicht aber oder doch nicht laut genug viele unserer Medien und politischen Bewegungen!

Gut, daß es in Auschwitz inmitten jenes Meeres von Menschenverachtung, die Insel der Liebe des Franziskanerpaters Maximilian Kolbe gab, der freien Willens für einen Familienvater in den tödlichen Hungerbunker ging.

Gut, daß es in Berlin den glaubenstreuen evangelischen Pastor Dietrich Bonhoeffer, im westfälischen Münster die Kühnheit des Clemens August Graf von Galen, in Köln die Tapferkeit der getauften Jüdin Edith Stein und in München die Standhaftigkeit des Jesuitenpaters Rupert Mayer gab, die die Gottes- und Menschenrechte verteidigten und den Tyrannen unserer Zeit wie einst Johannes der Täufer dem König Herodes den Menschenmißbrauch auf den Kopf zusagten!

Und gut, daß der Papst drei Personen dieser Zeit, Edith, Maximilian und Rupert zur Ehre der Altäre erhoben hat. Wie halten wir sonst für spätere Jahrhunderte fest, daß von 1933 bis 1945 nicht nur die das Recht brechenden Untaten verführter Fanatiker, sondern um vieles mehr die Solidarität vieler Christen füreinander Realitäten abendländischer Geschichte waren und nicht wenige von ihnen als moderne Helden und Heilige weltweit Vorbilder geworden sind?! Damit schlage ich den Bogen wieder zurück zur Neuen Welt.

In einer Karikatur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (20.10.82) entdeckt man unten eine immense, schlecht gekleidete und bis zum Skelett abgemagerte, das Schild »Süd« tragende Menschenmenge. Oben entdeckt man einen im bequemen Sessel lungernden, elektronisch und lukullisch bestens ausgestatteten, das Schild »Nord« tragenden Abendländer. Angesichts der aufbegehrenden Marschkolonnie des Südens stößt das Nordlicht verwundert die zwei Worte aus: »Ist was?«

Ich glaube schon, daß »etwas ist«. Und es beglückt mich, daß Sie sich heute über Ihre gezwiebelten Kirchtürme hinaus in die Pflicht nehmen lassen. Es tröstet mich, daß Sie heuer Ihre Akademie den Habenichtsen widmen, also denen, die im Gang der Wirtschaft, im Reich der menschenverachtenden Doktrin der sog. nationalen Sicherheit, des Kollektivismus und der noch immer frühkapitalistischen Systeme Lateinamerikas an die Wand gedrückt sind und die, wie die indolateinamerikanischen Bischöfe in Santo Domingo sagten: »Im Dunkeln wandeln und das Brot des Elends essen.«

»500 Jahre Kirche in Lateinamerika« — es sei mir zugestanden zu sagen — ist in Wirklichkeit kein abwegiges Thema. In dieser Kirche sieht es nämlich trotz einer gegenwärtigen Erneuerung nicht glorios aus. Mängel haften ihr in weiten Bahnen der Geschichte, nicht nur in der Zeit der Conquista und der Colonia an. Der gegenteilige Schein, oft von Enthusiasten behauptet, trägt. Allenfalls läßt sich als Scheintrost sagen: »Unter Blinden ist der mit einem Auge König!« In ihrer menschlichen Zusammensetzung fällt

eben auch eine Kirche so wenig vom Himmel wie ein Meister! Die Kirche ist immer ein Stück ihrer Völker, in denen sie lebt und deren Schicksal sie teilt.

Die Kirche Lateinamerikas ist in ihren 500 Jahren dünner Evangelisierung noch jung und schwach; schwach nicht so sehr in ihren Persönlichkeiten als vielmehr schwach in ihren Mitteln, in der gestaltenden Kraft und v.a. an der Zahl der aus ihr kommenden Verkünder des Glaubens. Wie bereits am Beispiel meiner Prälatur gezeigt, hat sie zehnmal weniger eigene Geistliche als die Bundesrepublik. So gibt sie mancherorts 5, 10, 15 und in Guatemala bis zu 25% ihrer Gläubigen an die sog. neuen religiösen Gemeinschaften — das sind die fundamentalistischen Sekten — ab, von den Verlusten durch Säkularismus und Sittenverfall ganz zu schweigen. In Kuba, wo nicht einmal mehr 1% der Katholiken zur Sonntagsmesse kommt, hat sie seit den sechziger Jahren ein Mauselöcherdasein geführt. In Nicaragua ist noch nicht entschieden, wer das Rennen macht: die z.Zt. sich schwächenden Christen oder die z.Zt. wieder erstarkenden Sandinisten. Auch in den mehr oder weniger oligarchisch geführten Ländern Lateinamerikas ist die Christenheit mit ihren zehntausenden von Märtyrern nicht weit weg von den drei Jünglingen im Feuerofen und den Katakomben des Diokletian. In Haiti, dem Armenhaus der Karibik, ist dem Erzbischof von München Freising, Kardinal Wetter bei seinem Pastoralbesuch vor drei Jahren ein Flugblatt in die Hände gefallen, in dem es wortwörtlich hieß: »Erhängt die Bischöfe, erschießt die Priester, zündet die Kirchen an und schändet die Nonnen!«

»Tu dem Vaterland einen Dienst und töte einen Priester«, stand jahrelang an den Häuserwänden und in den Pamphleten der Milizverbände des an sich liebevollen und fleißigen Volkes von El Salvador, dessen Name sich mit »der göttliche Erlöser« übersetzt.

Immerhin — ich kann es nicht ohne tiefe Betroffenheit sagen — sind in diesem mit fünf Mio. Einwohnern kleinen Volk in den letzten 20 Jahren neben 75.000 Bürgerkriegsopfern Hunderte von Katecheten, 22 Priester, ein Dutzend Journalisten, mehrere Diplomaten, drei Ordensschwwestern und ein Bischof ermordet worden.

Glorios sah es in Amerindis mit der Menschenwürde auch vor Kolumbus nicht aus. Zwar haben die europäischen Christen in Lateinamerika — deswegen sollten wir Abendländer den Kopf nicht weit oben tragen — vom Gebot der Nächstenliebe nur spärlichen Gebrauch gemacht, aber die Präkolumbianer kannten dieses Gebot gleich gar nicht. Meine Coloradoindianer berichten aus ihrer Geschichte und der Geschichte der Nachbarstämme, daß es unter den Inkas und ihren eigenen Stammesfürsten um vieles grausamer zugeing als in der Zeit der grausigen Spanier. Der Paradieszustand der Indios vor der Eroberung ist sowohl im Sozialen als auch im Religiösen eine Legende.

Ich muß dies unkritischen Indioromantikern sagen. Unter den Indios, so hoch viele ihrer Tugenden einzustufen sind, war die Befehdung der Stämme untereinander gang und gäbe; ihre Führung war meist totalitär, und die breite Masse war weithin rechtlos. Nicht umsonst gibt es noch heute in Lateinamerika so leichtin die *Violencia* statt der Argumente, das schnelle gewalttätige Aufbegehren, den gleichsam kultischen Zweikampf, die traditionelle Rivalität, die ewigen Palastrevolutionen, wo eine Familie, ein General oder ein Kazike den anderen gewaltsam ablöst, aber dann an Fortschritt nichts geschieht. Die moderne Guerilla ist daher in Lateinamerika typisch und gegenwärtig sind die Tupacamaros, die Montoneros, der leuchtende Pfad, die Narcos, die Contras und die Recontras beredtes Zeugnis dafür. Indianisch-heidnische Religionen wußten nichts von dem gü-

tigen, erlösenden Gott, der mit seinem eigenen geliebten Sohn den Menschen zu Hilfe kommt, ihnen ewige Werte vermittelt und sie aus ihren Sünden, Ängsten und Zweifeln befreit. Für sie waren ihre Idolos weithin furchterregende Dämonen und Naturgewalten, die es besonders auf Kosten der Kleinen, der Nachbarn und der Gefangenen zu besänftigen galt. In weiten Teilen der Karibik und auch im Bereich des heutigen Ecuador herrschte offener Kannibalismus. Die kosmische Vorstellung der Maya- und Aztekenpriester »Mais vor Mensch« beinhaltet die Vorstellung, die für die Maisernte und somit für das Überleben des Stammes wichtige Sonne könnte nicht kraftvoll genug aufgehen, es sei denn, sie hätte zuvor im Morgengrauen Lebenden aus dem Leib gerissene Menschenherzen gesehen! Das kostete Jahr für Jahr Hekatomben junger »Rothäute«; Rothäute gibt es im übrigen in Amerindis nicht; die Hautfrabe der Indios ist braun ähnlich der der Asiaten, von denen sie wohl abstammen und dann über die Beringstraße nach dem heutigen Amerika gekommen sind.

Seit dem Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts zeigt sich bei den Völkern der Neuen Welt nicht nur eine innere Reform aus dem Evangelium, sondern auch eine verstärkte Zuwendung zum Menschen im Diesseits, zumal zum armen. Man vertröstet jetzt nicht mehr einfach auf die Gerechtigkeit Gottes im Jenseits, sondern im Zusammenhang mit der Alten Welt kommt in der Neuen Welt ein Phänomen auf, bei dem die lateinamerikanische Kirche uns helfend beteiligt war und das ich trotz der zeitlichen Begrenztheit eines Vortrags nicht übergehen darf, denn auch wir waren einmal »Dritte Welt«. Auch wir waren einmal arm und elend. Wir waren besiegt und den Besatzungsmächten ausgeliefert. Die bei Kriegsende geflohene und vertriebene deutschstämmige Bevölkerung des Ostens, Millionen von Menschen, wurden den Sardinien in der Büchse gleich in die zu 70 und 90% zerstörten Städte des Westens gepfercht. Lange Winter! Kein wärmendes Wams! Nichts zu beißen! Diebstahl und Mundraub waren wie heute in den **lateinamerikanischen Metropolen** unkontrollierbar geworden. In dieser schrecklichen Zeit, in der wir uns gern auf dem Mond verkrochen hätten, weil zur Not noch das Bewußtsein der Schuld kam, da faßte sich der Erzbischof von Köln, Kardinal Frings, ein Herz. Mitte 1947 sandte er bitter flehende Briefe an die Bischöfe in Lateinamerika. Und bis auf das I-Tüpfelchen genau finde ich heute in den Bittschreiben der »Dritten Welt« an die deutschen Christen dieselben Beschwörungen der Not.

Erhalten ist der Kölner Brief nach Chile, wo es u.a. heißt: »Die Misere der Herde, die der Herr mir anvertraut hat, verpflichtet mich: und das Wissen, daß alle Glieder des mystischen Leibes in Christus vereinigt sind, gibt mir den Mut, einen Hilfeschrei an Sie zu richten ...«

»Die Rufe aus der Tiefe« verhallten in Lateinamerika nicht ungehört. Beglückt schreibt derselbe Kardinal Frings, von dem sich damals für »organisieren« das Verb »fringsen« herleitete, schon bald danach: »Obwohl wir noch vor kurzem ein Gegenstand des Abscheus waren, reichen sich uns nun Hände. Und wie freuen wir uns über jedes Päckchen, das von draußen kommt. Es ist uns ein Engel des Friedens und ein Sieg der Liebe über den Haß.«

Mit Beginn der fünfziger Jahre erholte sich die europäische Welt zusehends. Gleichzeitig ließen die modernen Mittel der Kommunikation erkennen, daß uns in den Jahren des Nachkriegselends nicht etwa reiche, sondern arme Völker geholfen hatten. Wir titu-

lieren sie oft noch »Unterentwickelte und Drittweltler«. Angetan von der von den Armen erhaltenen Hilfe stehen Ende der fünfziger und zum Beginn der sechziger Jahre in der Bundesrepublik die Aufrufe zur Gründung von internationalen solidarischen Werken zur Bekämpfung von Krankheit, Hunger, Ignoranz und Glaubensnot. Ich nenne die bischöflichen Hilfswerke Misereor und die Ordens-, Diözesan- und Laienmissionare, die Entwicklungshelfer und Freiwilligen, die Auslandsabteilung der Caritas, die Drittweltgruppen vieler Pfarreien und besonders die in Ecuador segensreich wirkende Bruderhilfe der Erzdiözese München und Freising.

Gewiß ist die lateinamerikanische Kirche, in der im Jahr 2000 mehr als die Hälfte der Katholiken der Welt leben werden, spätestens mit dem 2. Vatikanischen Konzil in eine Phase des Aufbruchs und der Erneuerung sowohl im Glauben als auch in der Frage der sozialen Gerechtigkeit eingetreten. Sie ist in ihrer eigenen Leistung über lebendige apostolische Bewegungen, über Basisgemeinschaften und Bildung kleiner Gemeinden, über Reformen in der Theologie und der Pastoral der Befreiung gewachsen und gereift.

Doch ohne die interkirchlich erhaltene Hilfe wäre sie noch immer ein Ort großer Verlassenheit und Verzagtheit. Als Hirte einer lateinamerikanischen Ortskirche zögere ich nicht, mich vor Ihnen, den deutschen Christen, in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu neigen. — Ich neige mich nicht allein der beträchtlichen materiellen Hilfeleistung wegen; mehr noch, weil dieses frohe Tun der deutschen Christen uns in Lateinamerika ungemein ermutigte, die Hände zu rühren und etwas zu wagen. Nicht einfach alles beim Alten zu lassen mit der fortwährenden fatalen Entschuldigung, daß wir halt arm und mittellos sind. Diese aufrüttelnde Solidarität der deutschen Katholiken ist darüber hinaus weltweit zum Beispiel geworden. Beispiele und Modelle, die vielerorts Kirchen und Völker bewegten, ähnliche geistige und materielle Bande der Geschwisterlichkeit zu schaffen und Neue und Alte Welt einander näherzubringen.

Ich möchte daher unsere Zusammenkunft am Tag des heiligen Korbinian schließen dürfen mit der herzlichen Bitte: Lassen Sie nicht nach, weder im Glauben noch in den Werken der Liebe und des Friedens, des Fortschritts und des freundlichen Umgangs mit der Dritten Welt, die auch gern eine heile Welt wäre. Dann wird im Zusammenwirken von Neuer und Alter Welt wahr werden, was die Päpste Paul VI. und Johannes Paul I. so formulierten: »Lateinamerika: Kontinent der Hoffnung und Kirche der Zukunft«.